

Alain Badiou

Oliviers Grabmal

Der Philosoph und
die Äußerlichkeit des Todes



Passagen Verlag

In diesem sehr persönlichen Buch erzählt Alain Badiou vom Leben seines Adoptivsohns Olivier: von der Identitätssuche eines jungen Mannes mit afrikanischen Wurzeln in Paris, von Drogen, Polizeigewalt und der Ohnmacht gegenüber den rassistischen Strukturen der französischen Gesellschaft, aber auch von Freundschaft, Liebe und Sexualität. Olivier kommt dabei immer wieder selbst zu Wort, anhand von Texten, die er in verschiedenen Phasen seines Lebens unter der Obhut seines Adoptivvaters verfasst hat und in denen er sein eigenes Leben kritisch reflektiert. Ausgehend von der Beobachtung, dass Olivier nur wenigen Menschen sein wahres Gesicht zeigte und zeitlebens das Bedürfnis verspürte, sich mit Pseudonymen und Spitznamen zu „maskieren“, zieht Badiou Bilanz einer komplexen Lebensgeschichte, die trotz ihrer Einzigartigkeit exemplarisch für viele junge Existenzen im 21. Jahrhundert stehen kann.

Alain Badiou, geboren 1937 in Rabat, Marokko, lebt als Philosoph, Mathematiker und Romancier in Paris.

OLIVIERS GRABMAL
PASSAGEN FORUM

Alain Badiou
Oliviers Grabmal

Der Philosoph und die
Äußerlichkeit des Todes

Aus dem Französischen von
Heinz Jatho

Passagen forum
herausgegeben von
Peter Engelmann

Passagen Verlag

Deutsche Erstausgabe
Titel der Originalausgabe: *Tombeau d'Olivier*
Aus dem Französischen von Heinz Jatho

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de/> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-7092-0496-2
© Librairie Arthème Fayard, 2020
© der dt. Ausgabe 2022 by Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien
Grafisches Konzept: Gregor Eichinger
Satz: Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien
<http://www.passagen.at>
Druck: Ferdinand Berger & Söhne GmbH, 3580 Horn

Inhalt

Die Namen und die Leben	11
Die Schrift: heute und morgen	23
Die Mädchen	31
Polizei und Justiz	35
Die Drogen	43
Der elterliche Zwang	47
Die echten Freunde	57
Lektüren	63
Das Fernsehen	69
Olivier und Primo Levi	73
Aktivitäten, Intensitäten	77
Unsere Treffen	81
Vaterschaft, 1	85
Vaterschaft, 2	87
Um zu enden, noch einmal	91

Die Namen und die Leben

Jedes Leben kann, vom Tod her zurückblickend, „unvollendet“ erscheinen, auch wenn es in der Form einer „Vollendung“ erscheint, die eher als eine Form der Lähmung beurteilt wird und in sich unausgesprochen das Urteil enthält: „Es war Zeit, dass er stirbt, denn er verstand es nicht mehr, *wirklich* zu leben“. Das Leben meines Sohnes Olivier – wenige Monate vor seinem dreißigsten Geburtstag erfroren nachts im Schnee, infolge eines „Bergunfalls“, der vermutlich mit noch ungeklärten Umständen zu tun hat, die mit der verabredeten Ankunft Olivers in den Alpen zusammenhängen –, dieses Leben wurde in der Tat weitgehend im Sinne einer Nicht-Vollendung kommentiert. „Er hat das Leben nicht wirklich gekannt“, „er fing erst an, *wirklich* zu leben.“ Ein Unfall – oder wenn es kein „Unfall“ war oder nicht bloß ein Unfall, dann der Bericht davon – wird oft als ein ungewollter Selbstmord verstanden und bietet sich an für diese Doktrin der Nicht-Vollendung.

„Unvollendet“ kann allerdings nur sein, wovon man annimmt, dass man seine Vollendung und also seine Totalität hätte kennen können. Kann ein Leben in diesem Sinn unvollendet sein? Ich glaube nicht. Denn kein Leben bildet, aus einem wesentlichen Grund, ein Ganzes: Der Tod, der wie auch immer jedes Leben abschließt, gehört nicht zum Leben, sondern trifft es von außen. Und

darum kann kein singuläres Leben unvollendet genannt werden, denn jedes Leben wird unterbrochen, ohne je immanent zu irgendeiner Vollendung gelangt zu sein.

Und gewiss ist das Leben meines Sohnes unvorhersehbar und gewaltsam unterbrochen worden. Auf eine irgendwie inakzeptable Weise. Aber ich möchte hier darauf bestehen, dass sein Leben, singulär wie jedes wirklich subjektivierte Leben, dem Anschein zum Trotz im vollen Sinn existiert hat und Träger eines Sinns war, dessen Bedeutung und Gebrauch universalen Wert hatten. Dieses schwierige, überlastete, gespannte und den schärfsten Widersprüchen frontal sich stellende Leben war als eine Ausnahme erkennbar.

Eine Ausnahme wovon? Im Hinblick auf eine Welt – Frankreich, Europa, der Westen –, die dekadent ist, ohne es zugeben zu wollen, die jeder Wahrheitsschöpfung feind ist und darauf achtet, dass keine echte Subjektivität sich den disparaten Maximen der herrschenden Doktrin entziehen kann. Nennen wir aufs Geratewohl ein paar davon: Unter dem Vorwand der „Freiheit“ nur dem Egoismus der Befriedigungen zu folgen; sich über die anderen hinwegzusetzen um guter Posten willen; die Welt in touristischen Reisen zu konsumieren; periodisch wählen zu gehen, aber immer fürs Bestehende; den Armen überhaupt zu misstrauen, aber besonders, wenn sie Fremde sind wie Araber oder Schwarze aus Afrika; jede Abweichung von der Norm für pathologisch zu halten; jede Aussage oder Bestrebung, die von der bestehenden Ordnung abweicht, nach Belieben für „populistisch“ oder „totalitär“ zu erklären; alles, was einen kollektiven Wert haben müsste, zu privatisieren; sich dessen zu rühmen, „nichts Besonderes“ zu sein, bis man schließlich „nichts Besonderes“ für den höchsten Wert hält; die

Kunst durch die Kultur, die Wissenschaft durch die Meinung, die Politik durch den „republikanischen“ Konsens und die Liebe durch eine berechenbare Kombination aus Ehe und Sexualität zu ersetzen; eine falsche Meinung, die die „republikanische“ Ordnung des Unrechts stützt, einer Wahrheit, die dieser widerspricht, bei weitem vorzuziehen.

Wie man an dem, was dieses Buch von seinem Leben zu erzählen entschieden hat, sehen wird, entfaltet das Leben meines Sohnes Olivier bereits ganz objektiv eine erhebliche Zahl dieser Paradoxien der gegenwärtigen Welt. Ein paar Erinnerungen.

Zuerst einfach sein Name oder seine Namen. Der, den er offiziell im Kongo von seiner sterbenden Mutter mitbekommen hatte, war der sehr verbreitete Eigenname Ntumba, zusammen mit dem gängigen Vornamen Lusamba, den man, wie in diesem Land gebräuchlich, durch Olivier, einen „christlichen“ Vornamen, ergänzt hatte.

Diese Frage der Namen veranlasst mich auch, von einem älteren Bruder Oliviers zu sprechen und bei dieser Gelegenheit – in einer Parenthese, die vielleicht geeignet ist, gewisse Episoden der Narration selbst aufzuklären – den Weg der zwischen Olivier und mir bestehenden Sohn-Vater-Relation in nächster Nähe zu seinen Ursprüngen zu verorten, Ursprüngen, die auch die der diversen Namen meines Sohns sind. Ewige Frage nach dem Verhältnis zwischen Ursprung und Werden ...

Olivier war ein Jahr alt, als Marie-Josée Ntumba, seine Mutter, im letzten Stadium einer tödlichen Krankheit Cécile Winter, ihre Ärztin, gebeten hat – sie selbst sprach von „entschieden hat“ –, ihr ihre beiden letzten Kinder anvertrauen zu dürfen. Cécile war damals meine Gefährtin seit nahezu zwanzig Jahren, und auf meine Initiative

fassten wir den Entschluss, die Eltern von einem, des jüngeren dieser beiden wahrscheinlichen Waisen zu werden.

Für die Adoption des Älteren habe ich damals an Françoise Badiou gedacht. Wir waren seit meiner Jugend ein Paar gewesen (unsere amouröse Begegnung ging bis 1954 zurück), 1958 hatte ich sie geheiratet. Wir hatten zwei Kinder, Simon und Claude Ariane, 1969 trennten wir uns, blieben aber in freundschaftlichen Beziehungen und haben uns niemals scheiden lassen. Ich hatte mich gegenüber Françoise Badiou vor fünfzehn Jahren verpflichtet, die Trennung nur auf ihre Bitte hin zu vollziehen.

Wie ich erwartet hatte, war Françoise sehr glücklich, sich um Oliviers Bruder kümmern zu können. Marie-Josée und Cécile schlossen sich dieser Lösung an. Ich aber wollte Olivier unter diesen Umständen – Françoise sorgt nach den beiden anderen, die damals 24 und 21 Jahre alt sind, für ein weiteres Kind, das in gewisser Weise meines ist – nicht offiziell anerkennen, ihn dem Staat „melden“, obwohl ich fest entschlossen war, wirklich sein Vater zu werden. Ich werde auf diese Nicht-Übereinstimmung zwischen der symbolischen Deklaration und der realen Fürsorge, deren Wirkungen sich noch nach dreißig Jahren fühlbar machten, zurückkommen.

Françoise starb 2005 vorzeitig an Krebs. Olivier war 15 Jahre alt. Ich fühlte damals das Recht, eigentlich sogar die Pflicht, diesen Sohn (2006) vor dem Gesetz anzuerkennen und dann, nach einer Zeit der Meditation (oder der Trauer), Cécile zu heiraten (2011). Endlich wurde dem Symbolischen sein Recht zuteil. Aber im Realen hatte meine dritte Vaterwerdung begonnen, als Olivier in mein gemeinsames Leben mit Cécile eintrat.

Es ist dieses Reale einer Vaterwerdung, ihrer Singularität, von dem in diesem Buch vor allem die Rede ist, selbst

wenn, wie man sehen wird, die Mischung des Todes mit dem Symbolischen sich, wie immer, als unheilswanger erwies.

Aber kehren wir zurück zu den Ursprüngen dieses Ausschnitts aus der Zeit, nämlich dem Schicksal von Oliviers Bruder und der Frage der Eigennamen.

Nach dem Tod von Françoise habe ich das Leben dieses jungen Menschen, soweit ich es konnte, aus der Nähe verfolgt und unterstützt – mit seinen Enttäuschungen, den Verhaftungen, den Prozessen und den verschiedenen Berufstätigkeiten. Ein junges Leben, verwüstet zwar vom vorzeitigen Tod seiner leiblichen Mutter, dann vom Krebs seiner Adoptivmutter, das aber Fuß gefasst, sich konsolidiert hat. Das ist er, der große Bruder meines Sohnes, so wie er heute geworden ist: ein eleganter Taxifahrer.



Und die Namen? So wie sich Olivier auch Lusamba Ntumba nannte, so verwendete dieser Bruder, der von uns gewöhnlich Guy-Patrick oder auch Guy-Pop genannt wurde, in Anhänglichkeit an den Kongo und manchmal auch aus eigenem Gusto, den Namen Blady Kabangu. Dieser Reichtum an Namen ist nicht gleichgültig. Er gilt für Olivier, und nicht bloß für die Vornamen.

Adoptiert von Cécile Winter, hat unser Sohn wiederum sehr früh den aus der jüdischen Gemeinschaft des Elsass stammenden Namen „Winter“ geerbt. Als er später von mir anerkannt wurde, konnte er auch „Badiou“ hinzufügen. Schließlich ging mein Sohn mit diesem Namen, den man als prunkvoll international und in diesem Sinn als durchaus zeitgenössisch ansehen kann, durch die Welt: Lusamba Olivier Ntumba Winter Badiou.

Aber von diesem vielleicht zu inhaltsreichen Namen hat mein Sohn sein Leben lang nur äußerst sparsam Gebrauch gemacht. In der Ordnung der Institutionen, der offiziellen Erklärungen, also sobald es um die Kontrolle der Namen durch den Staat ging, hat er im Allgemeinen den ältesten, den etabliertesten Abschnitt seines Namens gebraucht, also „Lusamba Olivier Ntumba Winter“. Abseits vom Staat jedoch, nämlich in der immer sehr engen Gruppe derer, deren Zuneigung er gewiss war, nannte er sich „Olivier“. So nannten ihn zum Beispiel zum Zeitpunkt seines Todes seine beiden marokkanischen Freunde Tarek und Yassin, seine Mutter Cécile, sein Vater Alain, ein paar Vertraute aus dieser Kerngruppe und ein paar andere, wie etwa die Organisatoren der Boxgruppe, der er angehörte, und, wichtiger noch, hieß er, in seinen eigenen Augen und für sie, „Olivier“. Aber in den beiden umfangreicheren Gruppen, die er eine Zeitlang beharrlich frequentiert hat, hat er selbst keinen von den Bestandteilen seines prächtigen Namens benutzt. In seiner Jugend hatte er in der Bande des elften Arrondissements mitgemacht, in der man mit Shit handelte, sich aufspielte, gruppenweise die „Feinde“ attackierte und mehr als ratsam mit der Polizei und den Richtern zu tun hatte. Dort nannte er sich „Biggy“. Als er in den Universitäten verkehrte, zunächst um das DAEU zu erwerben,

ein nachträgliches Äquivalent für das Baccalauréat, dann um ein Studium der Psychologie zu beginnen, hat er sich sicherlich mit seinem vollständigen Namen eingeschrieben, aber seine studentischen Kameraden kannten ihn nur unter dem Spitznamen Rudy, was weder ein Name, noch auch bloß ein Vorname ist. Vor allem in der ausgelassenen Atmosphäre der Gruppenreisen ins Ausland, bei feuchtfröhlichen Abenden oder bei den jungen Studentinnen, denen er den Hof machte – oder nicht, wir werden auf diesen kapitalen Punkt zurückkommen –, war er nur als „Rudy“ bekannt. Und diese Person Rudy war auf ihre Weise berühmt, so wie es bei den Gassenjungen des Viertels einst Biggy gewesen war. Jedermann lobte seine Freundlichkeit, seine Anteilnahme an den anderen, seine diversen Talente, vom geschickten Gebrauch des Worts bis zum kulinarischen Genie, vom Humor bis zu ernsthaften langen Gesprächen. Aber man wusste auch, dass er anonym und einsam verschwand und dann, die Hände voller Geschenke, wie ein Kobold plötzlich wieder auftauchte. Und niemandem wäre es eingefallen, diesen tollen Rudy zu sich einzuladen, oder auch nur ihn anzurufen, um sich persönlich mit ihm zu treffen. Nein, er war der schwarze Nomade, unendlich großzügig, in einer zweifellos entzückten, aber im Grunde indifferenten Truppe. Diners, Abende in einer Disko, Busreisen nach Prag oder Budapest, Balkone von Gemeinschaftszimmern, dort tauchte Rudy auf, verschwand und kam wieder zurück. Aber keine Intimität, keine aufgebaute und bleibende Freundschaft, keine geteilte Dauer, nichts, bloß den Anschein.

Nichts bezeugt diese Einsamkeit mitten im entzückten Trubel mehr als das: Keinem ist es jemals eingefallen, seinen wahren Namen wissen zu wollen, den, den ihm alle

gaben, die ihn wirklich liebten: Olivier. Bei den kleinen Ganoven wie bei den klugen Studenten war Olivier nur unter einem formbaren Spitznamen bekannt.

Eine ergreifende Geschichte illustriert dieses grausame Spiel der Spitznamen, unter denen Olivier die Liebe der anderen suchte, nur um auf ihre freudige Genugtuung zu stoßen, einen brillanten Schauspieler gefunden zu haben. Er hatte in der Zeit, als er sich fälschlicherweise Biggy nannte, ein vielleicht unbestimmt an Liebe grenzendes Verhältnis mit einer jungen Verkäuferin kaby-lischer Herkunft. Und weil sie ihn liebte, wenigstens auf ihre Weise, hatte sie ihn, weil sie erriet, dass Biggy ein Deckname war, nach seinem wahren Namen gefragt. Und seine Antwort war: Rudy! Eine Maske mit einer anderen vertauscht, demaskiert, ohne aufzuhören, Maske zu sein.

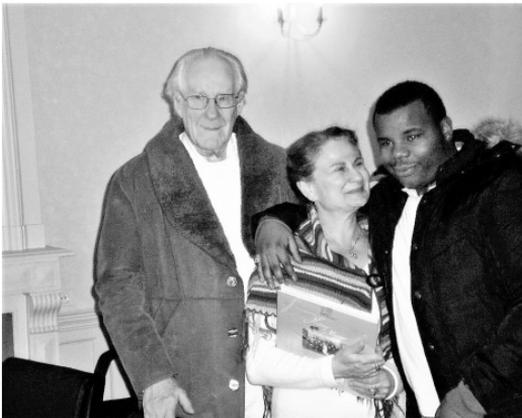
Wenn ich heute mit Cécile die zahllosen Fotos von unserem Sohn betrachte, dann ist, was uns vor allem in diesen letzten Jahren frappiert, der ständige Gebrauch von großen Sonnenbrillen, sobald er im Freien ist. Diese Brillen sind der Biggy und der Rudy seines Gesichts. Hier zum Beispiel:



Und die beiden folgenden Bilder, die durch mehr als fünfundzwanzig Jahre getrennt sind, sprechen den weit zurückliegenden Ursprung dieses Syndroms der schwarzen Sonnenbrillen und des unbeirrbaren Festhaltens an ihnen aus, indem sie mit ihrer künstlichen Schwärze die natürliche der Haut ergänzen und so in gewisser Weise das Schwarz durchs Schwarz maskieren, ohne jedoch die Melancholie darunter verbergen zu können.



Welcher Kontrast zu dem, was man die „inneren“ Bilder nennen könnte, denen, die mit der Liebe für ihn, mit der wirklichen Freundschaft zu tun haben! So hier:

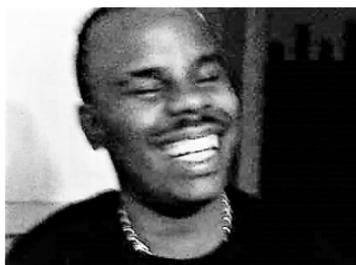


Hier sieht man einen Olivier ohne schwarze Brille, mit seiner Mutter und seinem Vater am Tag ihrer Hochzeit vor neun Jahren ... Aber dieses freudige Lächeln zeigt auch das Bild mit Antonin Liehm, dem Schriftsteller und Träger des neuen, in Prag entworfenen und von den

Russen 1968 niedergewalzten Kommunismus, der bei seinem Exil in Paris unser Nachbar war und den Olivier hier in Prag trifft, einen unendlich freundlichen alten Mann:



Oder auch dieses Bild, das einer seiner beiden guten Freunde aufgenommen hat und in dem das Lachen für sich selbst spricht:



Man stelle dieser sichtbaren Freude, dieser *Präsenz* Oliviers, seine Absenz gegenüber: Rudy, der unter dem Imperativ „make love“ mit einer Studentin posiert, scheint sich hinter seiner ewigen dunklen Brille von der Gesellschaft, in der er, wenn auch in Gestalt eines von ihm abgelösten Selbst, Erfolg hat, abzuwenden:



Es ist eine große Frage, woher wohl diese Zäsur kommt, diese Zäsur zwischen der liebenden und freundschaftlichen Welt Oliviers und der der nominalen oder materiellen Masken, unter denen Biggy-Rudy die kollektiven Figuren der Existenz durchlebte. In jedem Fall sieht man, dass er, weil er seine Wahrheit versteckt, in diesen Figuren nur fiktiv erschien, ein Schauspieler, dessen Präsenz vor den anderen nur ein unsichtbares Selbst stützen kann.